

Die Einsamkeit der neuen Heimat

VON ELKE BIESEL, 12.05.04 KSTA



In Schlagzeilen tauchen sie erst als Kriminelle auf. Ein Blick in die alltäglichen Probleme der Integration.

Einmal abheben aus dem grauen Alltag - Die Freunde mussten sie zurücklassen, und der Start im neuen Land gleicht einem Hindernislauf.

Nikolai hat oft genug erlebt, wie es anfängt. „Ein Freund hatte gerade den Führerschein gemacht“, erzählt er, „da kam ein Bekannter und bot ihm 1000 Euro an, er musste dafür nur ein Auto an einen bestimmten Ort bringen. Er hat es gemacht, er hatte keinen Job und es war leicht verdientes Geld.“ Was in dem Auto war? Nikolai (Name geändert) zuckt mit den Schultern, aber er hätte das Angebot wohl nicht angenommen. Er kennt zu viele abschreckende Beispiele: Jungs, die wie er vor einigen Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion mit ihren Familien nach Deutschland gekommen sind und die es nicht schaffen, in dieser Gesellschaft Fuß zu fassen, auch wenn in ihrem Ausweis unter Staatsangehörigkeit „deutsch“ steht. Im schlimmsten Fall endet ihre Karriere als Drogendealer und Kleinkrimineller. Und gerade diese Beispiele eignen sich für fette Schlagzeilen.

Von der Lebenswirklichkeit junger Aussiedler zeigen sie jedoch nur einen winzigen Ausschnitt. Sie sind eher ein Warnsignal ebenso wie die Aussagen des Kriminalisten Christian Pfeiffer. Für Niedersachsen - eines der wenigen Bundesländer, das bislang entsprechende Zahlen erhebt - hat er belegt, dass junge männliche Aussiedler inzwischen überproportional in Jugendstrafanstalten vertreten sind und dass sie vor allem bei Gewaltkriminalität und Heroin-Delikten auffallen.

„Manche Leute verlieren sich hier“, sagt Nicolai: „Ich habe einen Freund aus Usbekistan, sein Vater ist Arzt. Dort wäre er bestimmt auch Arzt geworden, hier nimmt er Heroin.“ Deshalb ist er auch ein Klient von Jugendgerichtshelferin Mathilde Kreuzt. „Nicolai und ich haben eine Menge gemeinsamer Freunde“, sagt sie und grinst. Nicolai kennt die Abgestürzten mit den „grauen Gesichtern“ und er kennt auch Gewalt, wofür seine Nase beredtes Zeugnis ist: „Ich hab früher auch zugeschlagen. Jeder Junge muss sich beweisen.“ Aber Nicolai hat ein Ziel: Er will trotz aller Sprachschwierigkeiten Abitur machen. „Vielleicht verdiene ich einmal genug Geld, um in Russland ein Haus zu kaufen -- für meine Mutter. In Kasachstan war sie Chefbuchhalterin, hier findet sie keinen Job.“ Wie viele seiner Freunde ist auch Nicolai noch nicht richtig angekommen im Land seiner Ahnen.

„In Deutschland ist alles so ganz anders als wir dachten“, sagt Olga (21) und ihrer Mitschüler aus dem Deutschkurs pflichten ihr bei. In Russland waren sie oft die letzten „Deutschen“ im Dorf. Hier erwartet sie der Kulturschock: In der deutschen Schule vermissen die jungen Russen, als die sie hier gelten, Strenge und Disziplin, die Nachbarn im Haus reden kaum mit ihnen, sondern lächeln nur flüchtig und der Vater, der zuvor ein halbes Dutzend Jobs hatte und doch eigentlich alles kann, ist plötzlich arbeitslos. Trotzdem ist Victor (18) überzeugt, dass man „hier alles lernen kann, wenn man nur will“. Krankenschwester und Konditorin wollen sie werden, Elektroinstallateur und Fliesenleger.

Wimar Breuer leitet in Köln-Kalk eines von zwei Internaten in NRW, in denen jugendliche Aussiedler, die in ländlichen Kreisen wohnen, ihren Sprachkurs absolvieren können und Hilfestellung bekommen im Umgang mit der neuen Welt. Früher gab es einmal 25 solcher Häuser, 23 sind aus Kostengründen geschlossen worden. „Unser Anliegen ist es, die Jugendlichen nach dem Sprachkurs in das duale Ausbildungssystem zu vermitteln. Das ist uns früher auch zu 80 Prozent gelungen“, sagt Breuer. Doch Ende 2002 wurden die Kurse im Vorgriff auf Regelungen, die das Zuwanderungsgesetz bringen soll, von der Bundesregierung auf sechs Monate gekürzt. „Das reicht einfach nicht aus, um die Leute fit für eine Ausbildung zu machen“, sagt Breuer. Aus dem letzten Sprachkurs wurde niemand vermittelt.

Auch spezielle Berufsvorbereitungskurse, die zuvor die Bundesanstalt für Arbeit finanzierte, sind eingestellt worden und Jugendliche, die bei ihrer Einreise noch schulpflichtig sind, bekommen gar keine Sprachkurse mehr. Sie besuchen Förderklassen und drehen oft eine Ehrenrunde nach der anderen. „Wenn die Jugendlichen aber keine Beschäftigung haben

und keine Chancen, dann wächst der Frust und die Gefahr, dass sie in die Illegalität abrutschen. Das kommt den Staat dann teurer, als vorher zu investieren“, kommentiert Breuer trocken.

Eingespart wurde in den letzten Jahren auch die sozialpädagogische Begleitung der Aussiedler. Sozialarbeiter wie Ischia Augustyniak vom Jugendmigrationsdienst kommt inzwischen nicht mehr dazu, die Familien nach ihrer Ankunft in den Wohnheimen zu besuchen. „Seit drei Jahren frage ich: Und wer spricht mit den Jugendlichen? Die Leute sind es nicht gewöhnt, von sich aus bei staatliche Stellen Hilfe zu suchen, das gab es nicht in der ehemaligen Sowjetunion.“

Auch Ewald Rott, der beim Kölner Wohnversorgungsbetrieb für die Wohnheime zuständig ist, fürchtet, dass man die „Anbindung“ an die Jugendlichen verlieren wird. Dabei sind gerade die Wohnheime wichtige Anlaufstellen. Hier treffen sich die Jungs in ihren Cliquen und sprechen dann nur Russisch, denn die Anführer wollen ihren Status nicht durch eigene Unsicherheit aufs Spiel setzen. „Wir sammeln uns in unserer Gruppe, weil wir uns sonst so allein fühlen“, sagt Nicolai, der mit Mutter und Schwester in einem Wohnheim lebt. „Wir suchen die Freunde, die wir in Russland zurück lassen mussten.“

Kontakt zu deutschen Jugendlichen hat Nicolai nur in der Schule. „Wir haben verschiedene Interessen, eine andere Mentalität“, sagt er. „Wir hören nicht die gleiche Musik, lesen nicht die gleichen Bücher. Ich war ein bisschen enttäuscht von den Gleichaltrigen hier. Sie sind so amerikanisch, haben ihre Kultur verloren und lassen sich jede Mode vom Fernsehen diktieren. Die Russen haben andere Ideale.“ Und das sagt einer, der in Kasachstan immer stolz darauf war, Deutscher zu sein.

Eines der Ideale ist sicher der starke Zusammenhalt in der Familie und im Freundeskreis. Ein eigentlich positiver Wert, der jedoch auch eine Kehrseite hat: Er fördert die Ghettobildung und einem Mann wie Wolfgang Schriever, stellvertretender Leiter der Haftanstalt Wuppertal, bereitet er regelrecht Kopfzerbrechen. „Die Aussiedler aus den Ländern der ehemaligen SU bilden im Gefängnis eine Gesellschaft mit eigenen Gesetzen“, berichtet er. „In der Brutalität russischer Gefängnisse kann man nur überleben, wenn man Teil einer Gruppe ist, das wird auf die deutsche Situation übertragen.“ Es gibt eine klare Hierarchie, die Anführer bestimmen, was gemacht wird. Und wenn einer nicht spurt, setzt es kollektive Strafaktionen. „Das sind Männerregeln, die sie aus dem russischen Armeedienst mitbringen“, sagt Nicolai mit einem dünnen Lächeln. Auch der leichtfertige Drogengebrauch gehört dazu. Nicolai beginnt von einem Ehrenkodex zu erzählen, der viel mit Romantisierung, Respekt verschaffen und Härte zu tun hat.

Der Alltag in der alten Heimat war hart. Nicolai war noch ein Kind, da wurde ihm regelmäßig das Einkaufsgeld geklaut, einmal sogar der Kaugummi aus dem Mund. Aber nie wäre er zur Polizei gegangen. Mathilde Kreutz kennt die Missverständnisse zu denen diese Sozialisation hier führen kann. „Neulich haben zwei Jungs, die mit dem Kleindiebstahl, der ihnen vorgeworfen wurde, gar nichts zu tun hatten, ans Gericht geschrieben und angeboten, sie würden 250 Euro bezahlen, wenn die Anklage fallen gelassen würde“, erzählt sie. „Hier wirkt das wie ein Schuldeingeständnis, dort scheint es ein probates Mittel zu sein.“ In solchen Situationen übernimmt Kreutz, die Russisch spricht, die Rolle der Vermittlerin. Sie weiß um das Misstrauen und die Angst der Russlanddeutschen vor staatlichen Stellen und dass sie sich scheuen, über Privates zu sprechen, was ihnen häufig als Verstocktheit ausgelegt wird. „Für diese Menschen ist vor allem der persönliche Kontakt ausschlaggebend, um mit ihnen zu arbeiten, muss man ihr Vertrauen gewinnen und ihrer Kultur Respekt entgegenbringen.“